

Religion in der geteilten Stadt.  
Christliche Vergesellschaftung und Kalter Krieg in Berlin

*Maria Neumann*

Berlin war zwischen 1945 und 1990 der symbolische Ort einer in zwei Blöcke geteilten Welt. Nicht jede Verbindung wurde dabei aber unterbrochen. Manche Kommunikationsformen blieben über den Eisernen Vorhang hinweg jedenfalls rudimentär erhalten. Christliche Gemeinschaften etwa hatten den Anspruch, ihre kirchliche Einheit über staatliche Grenzen hinweg aufrechtzuerhalten und zu verteidigen. Trotzdem stellten sie nicht erst 1990 konfessionsübergreifend fest, dass „die Kirchen im Westen und Osten [...] völlig verschiedene Sprachen sprechen.“<sup>1</sup>

Mit Blick auf die Stadt Berlin frage ich in meinem Promotionsprojekt deshalb, wie religiöse Vergesellschaftung unter den Bedingungen der Trennung funktionierte und in welcher Weise Organisationen und Praktiken unterschiedlicher kirchlicher Ebenen und Milieus in der Lage waren, die Mauer zu überwinden. Die Fragestellung richtet sich also auf die gegenseitige Beobachtung, geteilte Kommunikation und wechselseitige Beeinflussung der beiden deutschen Gesellschaften. Dabei werden christliche Gemeinschaften vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs aber nicht als isolierte Institutionen betrachtet, sondern nach ihrem Potential für eine grenzübergreifende Verflechtungsgeschichte des geteilten Berlins befragt. Das Quellenkorpus dieser Arbeit besteht im Wesentlichen aus Archivalien, kirchlichen Printmedien und Ego-Dokumenten wie Nachlässen und Zeitzeugeninterviews.

#### Forschungsstand

Da die historische Forschung des 20. Jahrhunderts in weiten Teilen selbst einer klassischen Säkularisierungsthese unterlegen ist, wurde Religion als ein Forschungsthema der Geschichtswissenschaft lange

---

1 Das Zitat von Bischof Kurt Scharf findet sich in: *Seidel, J. Jürgen*: „Neubeginn“ in der Kirche? Die evangelischen Landes- und Provinzialkirchen in der SBZ / DDR im gesellschaftspolitischen Kontext der Nachkriegszeit (1945–1953). Göttingen 1989, 136.

marginalisiert<sup>2</sup>. Erst unter dem Einfluss kulturhistorischer und modernisierungskritischer Ansätze beschäftigten sich die Geschichtswissenschaften wieder häufiger mit religiösen Fragen. Dabei fällt jedoch auf, dass in der Historiographie noch immer strikt zwischen der Bundesrepublik und der DDR als zwei anscheinend hermetisch voneinander abgetrennten Räumen unterschieden wird. Auch sind Studien, die die Entwicklung mehrerer Konfessionen problematisieren, äußerst selten. Etwaige Wechselwirkungen wurden schon bei der Anlage der meisten Forschungsvorhaben ausgeschlossen, obwohl gerade die zeitgenössische Furcht vor Säkularisierungsprozessen in modernen Gesellschaften sehr wohl system- und konfessionsübergreifend diskutiert wurde<sup>3</sup>. So waren christliche Gemeinschaften nicht nur an einem regelmäßigen Austausch interessiert, sondern versuchten ebenso, voneinander zu lernen oder sich bewusst voneinander abzugrenzen. Zu diesem Schluss kommt auch die Historikerin Claudia Lepp, die die Ost-West-Gemeinschaft der evangelischen Christen erforschte<sup>4</sup>. Lepp sieht in der Diskussion um den Zusammenhang zwischen kirchlicher und nationaler Einheit den Dreh- und Angelpunkt evangelischen Handelns. Doch bleibt in ihrer Habilitationsschrift, die sich weitestgehend auf die kirchliche Leitungsebene konzentriert, zwischen Einheit und Trennung wenig Raum für Grauzonen und damit wenig Platz für alltägliche Erfahrungen. In dieser Hinsicht erweitert und verändert das hier vorgestellte Projekt Lepps Perspektive. Denn in einer zuallererst lokal angelegten Studie über die geteilte Stadt Berlin treten durchaus Unterschiede zwischen den auf amtskirchlichen Ebe-

---

2 Vgl. *Großbötling*, Thomas / *Große Kracht*, Klaus: Religion in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Einleitung. In: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe 7 (2010), 334–342.

3 Vgl. die Beiträge zur Tagung der Evangelischen Akademie Thüringen: Leben in der Vision des Urchristentums oder alimentierte Autarkie im Unrechtsstaat? Die evangelischen Kirchen in der DDR aus der Perspektive des Westens. *epd Dokumentation* 14 / 15 (2013). Zum Begriff der Säkularisierung: Sowohl im zeitgenössischen Diskurs als auch in der Forschungsdiskussion meint Säkularisierung die Entwicklung christlicher Religionsgemeinschaften. Vgl. *Pickel*, Gert: Kirche und Christentum in der modernen Großstadt. In: *Bünz*, Enno / *Kohnle*, Armin (Hg.): *Das religiöse Leipzig. Stadt und Glauben vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Leipzig 2013, 511–529.

4 Vgl. *Lepp*, Claudia: *Tabu der Einheit? Die Ost-West-Gemeinschaft der evangelischen Christen und die deutsche Teilung (1945–1969)*. Göttingen 2005.

nen diskutierten Problemen und den von einfachen Gemeindegliedern verhandelten Themen hervor<sup>5</sup>. Ein Beispiel soll das illustrieren: Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs beschloss die Evangelische Kirche in Deutschland, ein neues, gesamtdeutsches Gesangbuch herauszugeben. Nachdem eine Liste der Lieder veröffentlicht worden war, die in diesem Gesangbuch gedruckt werden sollten, kam es zu massiven Protesten. Viele Berliner Protestanten schrieben empörte Leserbriefe an ihre Kirchenzeitung. Die Gemeindeglieder kritisierten die aus ihrer Sicht einseitige Auswahl; sie warfen der Amtskirche insbesondere vor, dass Lieder „aus dem Osten“ zu wenig berücksichtigt worden seien<sup>6</sup>. Dabei meinten sie mit „Osten“ aber nicht die Sowjetische Besatzungszone oder die DDR, sondern das ehemals deutsche Ostpreußen. In den Leserzuschriften von 1950 stand also nicht die Zweistaatlichkeit im Vordergrund. Vielmehr hielten die Gemeindeglieder an einem deutschen Reichsbegriff fest, der die Veränderungen von 1945 ignorierte. Darüber hinaus stellten sie den Erhalt regionaler Traditionen in den äußerst heterogen wahrgenommenen Gemeinden der deutschen Nachkriegsgesellschaft in den Mittelpunkt. Stellungnahmen wie diese geben Aufschluss nicht nur darüber, wie bestimmte Entscheidungsprozesse kirchenintern beeinflusst wurden, sondern auch, in welcher Weise die Gemeindeglieder die Existenz der beiden deutschen Staaten in Bezug auf ihre religiöse Gemeinschaft überhaupt thematisierten<sup>7</sup>. Religiöse und politische Trennungen, so lässt sich daraus ersehen, stimmten nicht immer überein.

Hinsichtlich der Erforschung christlicher Gemeinschaften in Berlin ist außerdem anzumerken, dass ein Ungleichgewicht zwischen Ost- und West-Berlin besteht, da der West- gegenüber dem Ostteil der Stadt unterrepräsentiert ist. Generell existieren wenige Arbeiten, die sich systematisch mit einzelnen Religionsgemeinschaften in Berlin auseinandersetzen. Zudem sind die existierenden Studien – wenn

---

5 Vgl. *Beintker*, Michael: Nachdenkliche Rückblenden auf das Verhältnis von Kirche und Staat in der DDR. In: *Kirchliche Zeitgeschichte* 7 (1994), 300–318.

6 Vgl.: Für und wider. Leserstimmen zum neuen Gesangbuch. In: *Die Kirche*. 10. September 1950, 3.

7 Vgl. *Bendel*, Rainer: Die katholische Kirche in Deutschland und die Vertriebenen. In: *Kirchliche Zeitgeschichte* 25 (2012), 86–118.

nicht offen konfessionell gefärbt – doch meist ereignisgeschichtlich orientiert oder konzentrieren sich auf die Leitungsebenen, was den Kreis der Akteure auf wenige Personen beschränkt<sup>8</sup>. Hinzu kommt, dass die Situation der Gemeinden in der DDR oft bruchlos auf die der Gemeinden in Ost-Berlin übertragen wird, wobei in den meisten Fällen zwischen dissidenten und opportunistischen Haltungen polarisiert wird<sup>9</sup>. Dabei ist es, wie Peter Maser andeutet, lohnenswert, den Fokus zu verschieben und den Standpunkt des jeweiligen Betrachters genauer zu bestimmen: „Von wo aus [wann und wie] schaute man über den Zaun? Ost-Berlin mit seinen noch immer vielfältigen Kontaktmöglichkeiten war immer anders als die Provinz.“<sup>10</sup> Mit Blick auf den Forschungsstand kann der angestrebte Perspektivwechsel somit einen Beitrag dazu leisten, einerseits die DDR-Forschung aus ihrer „Verinselung“<sup>11</sup> zu befreien, und andererseits die Geschichte der „Insel“<sup>12</sup> West-Berlin in ihrem räumlichen Umfeld zu kontextualisieren.

#### Fragestellung und Forschungskonzeption

Dem Projekt liegt der von Christoph Kleßmann zu Beginn der 1980er Jahre stark gemachte Ansatz einer Verflechtungsgeschichte zugrunde, der dazu anleitet, die sich wandelnden Wechselbezüge zwischen den beiden deutschen Staaten und Gesellschaften in den Blickpunkt zu nehmen und von der (Re-)Konstruktion innerdeutscher Gegensätze abzurücken<sup>13</sup>. Kleßmann geht es nicht darum, grundle-

---

8 Vgl. *Jung, Ruth*: Ungeteilt im geteilten Berlin? Das Bistum Berlin nach dem Mauerbau. Berlin 2003.

9 Vgl. *Assmann, Reinhard* (Hg.): Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in der DDR. Ein Leitfaden zu Strukturen – Quellen – Forschung. Kassel 2004.

10 *Maser, Peter*: Die evangelischen Kirchen in der DDR aus der Perspektive des Westens: Blicke über den Zaun – von der Bundesrepublik aus. In: *Vision des Urchristentums* (wie Anm. 3), 16.

11 *Lindenberger, Thomas / Sabrow, Martin*: Das Findelkind der Zeitgeschichte. Zwischen Verinselung und Europäisierung: Die Zukunft der DDR-Geschichte. In: *Frankfurter Rundschau* vom 12.11.2003.

12 *Rott, Wilfried*: Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins 1948–1990. München 2009.

13 Vgl. *Kleßmann, Christoph*: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955. Göttingen u. a. 1982.

gende Differenzen zu glätten, sondern Interaktionen zwischen der Bundesrepublik und der DDR sichtbar zu machen, die gleichermaßen Ähnlichkeiten, Unterschiede und Konkurrenzmomente zeitigten<sup>14</sup>. Dass sich religiöse Gemeinschaften in einem ganz besonderen Spannungsverhältnis zwischen Verflechtung und Abgrenzung, Kontinuitäten und Brüchen bewegten, wurde bereits zeitgenössisch erkannt und später auch von Kleßmann hervorgehoben<sup>15</sup>. Das Promotionsvorhaben fragt daher: Inwiefern konnte die Einheit christlicher Gemeinschaften unter den gegebenen Umständen praktiziert werden? Wo verliefen Trennungslinien, offenbarten sich Konflikte? Wie veränderten sich die Beziehungen mit der Zeit? Und schließlich: Inwiefern wurden religiöse Gemeinschaften von politischen und gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozessen erfasst, beziehungsweise nahmen selbst Einfluss auf diese?

Aufbauend auf Kleßmanns Idee einer Verflechtungsgeschichte und meinen bisherigen Forschungsergebnissen scheint es mir allerdings notwendig, den Begriff der Verflechtung genauer zu bestimmen. Um die einzelnen Prozesse differenzieren zu können, unterscheide ich daher – weiter dem Bild der Verflechtung verhaftet – zwischen Durchflechtungen, Entflechtungen und Rück- bzw. Neuverflechtungen.

Als Durchflechtungen beschreibe ich Formen der Bezugnahme, die auf eine Relativierung von Ungleichheiten und Ungleichzeitigkeiten abzielen. Unter dem Begriff Durchflechtung lassen sich demzufolge Praktiken fassen, die sich an Vergangenem und Traditionellem orientieren. Sie hatten für Berliner Christen in Ost und West einen bewahrenden Charakter und konnten durch das Erinnern an gemeinsame Erfahrungen oder das Erleben gemeinsamer Feste und Prozessionen starke Identifikationskräfte freisetzen. Im Bewusstsein früherer Selbstverständlichkeiten kompensierten diese Durch-

---

14 Vgl. *Jaransch*, Konrad H.: „Die Teile als Ganzes erkennen“. Zur Integration der beiden deutschen Nachkriegsgeschichten. In: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe 1 (2004).

15 Vgl. *Kleßmann*, Christoph: *Verflechtung und Abgrenzung – Umriss einer gemeinsamen deutschen Nachkriegsgeschichte*. In: Schönhoven, Klaus / Staritz, Dietrich (Hg.): *Sozialismus und Kommunismus im Wandel*. Hermann Weber zum 65. Geburtstag. Köln 1993, 486–499; *Scharf*, Kurt: *Brücken und Breschen. Biographische Skizzen*. Berlin 1977.

flechtungen etwa die von den Kirchenleitungen eingeleiteten Schritte einer organisatorischen Trennung, die der Notwendigkeit geschuldet waren, die amtskirchliche Geschäftsfähigkeit in beiden Stadtteilen aufrechtzuerhalten.

Auch für den katholischen Episkopat Berlins galt beispielsweise, dass der Rückgriff auf bekannte Symboliken unter dem Eindruck der politischen Spannungsverhältnisse noch wichtiger wurde. Dabei war das Gedenken an die sogenannten Blutzeugen – also die katholischen Opfer des Nationalsozialismus – von besonderer Bedeutung. Über Jahrzehnte hinweg wurde dieses Thema mit Bezug auf die katholische Märtyrertradition in der Ost- und West-Berliner Bistumspressen immer wieder aufgegriffen. Doch erfüllte das Erinnern an den Widerstand katholischer Gläubiger noch eine weitere, wichtige Funktion. Denn über das Gedenken an die Opfer des nationalsozialistischen Terrors konnten auch all jene Katholiken integriert werden, die erst in Folge des Zweiten Weltkriegs etwa als Flüchtlinge in die Stadt gekommen waren. Somit schloss das Motiv „Kirche im Widerstand“ nahtlos und in vielerlei Hinsicht an die gegenwärtige Situation der Katholiken im geteilten Berlin der Nachkriegszeit an. Es wurde sogar erweitert: Der katholische Klerus meinte nicht mehr allein im Antifaschismus, sondern ebenso im Antikommunismus ein grenzübergreifendes Argument zu finden, das die Gläubigen miteinander verbindet und gegenüber staatlichen Interventionsversuchen widerstandsfähiger machen würde. Dementsprechend mahnte der Episkopat die Laien, sich nicht ausschließlich eine gemeinsame Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen. Er wies zudem darauf hin, dass sie auch in der Gegenwart vor gemeinsamen Herausforderungen stünden, welche vor Staats- und Systemgrenzen nicht Halt machten und den Katholiken gerade deswegen eine eigene, eindeutige Position abverlangten.

Gegenüber diesen Durchflechtungen lassen sich schon früh – lange vor dem Bau der Berliner Mauer – deutliche Entfremdungs- und Entflechtungstendenzen beobachten. Nun unterschieden selbst einfache Gemeindeglieder nicht mehr nur zwischen den Kirchenleitungen und den Laien oder zwischen innerstädtischen Gemeinden und Gemeinden in Randbezirken, sondern ebenso zwischen Ost und West. Diese Wahrnehmung der Andersartigkeit basierte häufig auf Kommunikations- und Wissensdefiziten und ging schließlich mit massiven Identifikationsverlusten einher. Neben den bereits erwähn-

ten Parallelstrukturen im administrativen Bereich waren es in erster Linie die unterschiedlichen Alltagswirklichkeiten der Ost- und West-Berliner Gläubigen, die zunehmend auseinanderklafften, eine Differenzierung des konfessionellen Selbstverständnisses in Ost und West nach sich zogen und außerdem in stereotypen Bildern festgehalten wurden: Während die kirchlichen Milieus in West-Berlin zwar langsam erodierten, waren die Laien hier, zum Beispiel durch den Besuch konfessioneller Schulen, doch weiterhin in traditionelle kirchliche Institutionen integriert. Im östlichen Teil der Stadt befanden sie sich hingegen in der Situation einer „Subgesellschaft“<sup>16</sup>, die nicht auf etablierte Milieustrukturen zurückgreifen konnte. So hieß Christsein für aktive Ost-Berliner Gemeindeglieder beispielsweise, sich – oft nach Feierabend – zu treffen, um selbst beim Bau einer Kirche auszuweichen, für die wiederum kaum Baumaterial zur Verfügung stand und die überdies als traditioneller Sakralbau nach außen nicht erkennbar sein sollte. Doch nicht nur diese offenkundig sichtbaren, beziehungsweise eben un-sichtbaren Unterschiede lassen sich als Entflechtungen anführen. Daneben beklagten Zeitgenossen häufig, dass es an Solidaritätsbekundungen fehle und sich dieser Mangel an Empathie zunehmend negativ auswirke. Schon in alltäglichen Schilderungen kommen solche Beobachtungen zum Ausdruck<sup>17</sup>. Sie zeigen, dass sich Gemeindeglieder lange vor Schließung der Sektorengrenzen am 13. August 1961 von Gemeinden im jeweils anderen Teil der Stadt entfernt hatten.

Ferner können Entflechtungen als Verselbständigungsprozesse verstanden werden. Denn sie geben Aufschluss darüber, inwiefern sich die einzelnen Gemeinden an den Problemen ihrer Gegenwart orientierten, beziehungsweise inwieweit sie sich auf ihr ‚Eigenes‘ konzentrierten. Die von den Kirchenleitungen fortwährend postulierte Einheit der Ost-West-Gemeinschaft deutscher Christen wurde folglich sehr früh aus den Gemeinden heraus auf den Prüfstand gestellt.

---

16 *Tischner*, Wolfgang: *Katholische Kirche in der SBZ / DDR 1945–1951. Die Formierung einer Subgesellschaft im entstehenden sozialistischen Staat*. Paderborn u. a. 2001.

17 Vgl. das Interview mit Siegfried Schmidtman von 2005 (Oncken Archiv, Theologische Hochschule Elstal, ohne Signatur).

Umso bemerkenswerter ist deshalb die Wiederaufnahme abgerissener Kontakte oder die Entstehung neuer Beziehungen, die hier Rück- und Neuverflechtungen genannt werden sollen. Gemein ist diesen Verbindungen, dass sie – im Gegensatz zu den beobachteten Entflechtungen – auf der Akzeptanz von Ungleichheiten und Ungleichzeitigkeiten basierten. Der Andere rückte nun in den Fokus, gerade weil er fremd geworden war. Vorrangig auf erlebten Gemeinsamkeiten beruhende Beziehungen erhielten damit einen außeralltäglichen Charakter und unterlagen mehr und mehr einer abstrakten, nicht nationalstaatlich gedachten Einheitsidee, die das konfessionelle Selbstverständnis grenzübergreifend stärken konnte. Im Zuge dessen etablierten sich neue Praktiken, während traditionelle Beziehungsformen transformiert, also den sich wandelnden Umständen angepasst wurden. Ein Beispiel für Neuverflechtungen sind die seit der Nachkriegszeit bestehenden Partnerschaften zwischen evangelischen Gemeinden aus der DDR und der Bundesrepublik. Wie diese Partnerschaften zustande kamen, ist bisher nicht eindeutig zu klären. Es ist auch in der Forschung umstritten, ob es eine konkrete Anweisung seitens der Kirchenleitung gab, solche Gemeindepartnerschaften aufzubauen oder nicht. Offenbar fehlte es an einer übergemeindlichen Koordinierung und die Gemeinden agierten relativ eigenständig<sup>18</sup>. Was genau eine Gemeindepartnerschaft sein sollte, wurde nicht definiert. Was eine Gemeindepartnerschaft sein konnte, zeigt ein Blick auf die Gemeinden Ahrensfelde / Mehrow in Brandenburg und Britzingen in Baden, die seit den 1950er Jahren eine Partnerschaft verbindet. Weil es nicht möglich ist, den Wandel der Beziehung zwischen den beiden Gemeinden hier vollständig nachzuzeichnen, soll nur ein Moment dieser Partnerschaft herausgegriffen werden, anhand dessen sich der Begriff der Neuverflechtung illustrieren lässt: Im April 1984 – also nach jahrzehntelanger Verbundenheit – reiste der Britzinger Frauenkreis nach Ahrensfelde. Im Anschluss an diese Reise entstand eine Broschüre, in der die Britzinger Pfarrfrau Elisabeth Landes ihre Eindrücke schilderte<sup>19</sup>. Zunächst wies Landes vor allem auf Unterschiede hin. Es fällt jedoch auf, dass sie diese mit regionalen Prägungen und spezifischen

---

18 Vgl. *Maser*, Die evangelischen Kirchen (wie Anm. 10), 17.

19 Vgl. Erste Fahrt des Britzinger Frauenkreises nach Berlin-Ahrensfelde zum Besuch bei der „Patengemeinde“ (Pfarrarchiv Ahrensfelde / Mehrow, ohne Signatur).

Mentalitätsvorstellungen verband und nicht als systemimmanent darstellte. Die Frauen verstanden sich nicht als kirchenpolitische Akteurinnen. Zwar wurde die Reise des Britzinger Frauenkreises nach Ahrensfelde als ein Abenteuer bezeichnet, aber es entstand nicht der Eindruck, als ob sich die Teilnehmerinnen einer wirklichen Gefahr ausgesetzt sahen. Rasch hatten andere, positiv gedeutete Gefühle wie Neugier oder Aufregung die Oberhand gewonnen. Die Reise war aus banalen Gründen interessant: weil sie einen Zuwachs an Wissen bedeutete, Überraschungen bereithielt und die Teilnehmer aus Ost und West mit neuen Menschen zusammenführte. Die Zugehörigkeit zur selben Religionsgemeinschaft stellte das Fundament der Begegnung dar, und der Bezug beider Gemeinden auf reformierte Traditionen schuf eine Basis, von der aus die wahrgenommenen Ungleichheiten das Nachdenken über eine gemeinsame Zukunft trotzdem ermöglichten. Dass die deutsche Teilung dabei in den Hintergrund rückte, zeigt auch die Tatsache, dass die Partnerschaft zwischen Ahrensfelde und Britzingen bis heute existiert.

Worauf nun zielt diese Darstellung – das Nebeneinander, Übereinander und Hintereinander gleichzeitiger und ungleichzeitiger Verflechtungen – ab? Wie lassen sich die Beispiele in einen übergeordneten Zusammenhang stellen? In erster Linie möchte ich zeigen, dass die Verschiedenheit christlicher Vergesellschaftung in der Zeit des Kalten Kriegs nicht in der Unterscheidung zwischen Ost und West aufgeht. Dies- und jenseits der Mauer gab es die Differenz zwischen Klerus und Laien; ebenso wie Generations- oder politische Unterschiede überall manifest wurden. Gleichzeitig gilt es auch jene Erfahrungen zu betrachten, die die Christen in beiden Teilen der Stadt machten: Die beschriebenen Gefühle der Ausgrenzung, die Konfrontation mit Loyalitätskonflikten erfuhren Christen dies- und jenseits der Mauer. Und sowohl in Ost- als auch West-Berlin konkurrierten religiöse Gemeinschaften mit einem wachsenden Angebot nichtchristlicher oder ersatzreligiöser Alternativen. Die sinkende Zahl der Gottesdienstbesucher als Ausdruck einer zunehmenden Entkirchlichung zählte zu den sektorenübergreifenden Herausforderungen. Auf beiden Seiten der Mauer rangen die Gemeinden um Sichtbarkeit und Präsenz, sodass der evangelische Theologe Max Geiger im Hinblick darauf schon 1975 fragte: „Ist unsere Situation

wirklich so anders als diejenige der Kirchen in der DDR?<sup>20</sup> Neben den in der Forschung bislang fokussierten Akteuren, die sich von der Kirche abwendeten oder ‚unter ihrem Dach‘ versammelten, gilt es damit auch jene in den Blick zu nehmen, die sich ihren religiösen Gemeinden weiterhin zugehörig fühlten.

Mit Hilfe des verflechtungsgeschichtlichen Zugriffs lassen sich folglich zwei bislang weitestgehend getrennt voneinander betrachtete Ansätze zur Erforschung religiöser Kulturen im 20. Jahrhundert miteinander verknüpfen: Zum einen wird das Verhältnis von Religionen und politisch-ideologischen Systemen im Kalten Krieg untersucht, wobei der amtskirchliche Anspruch „Staatsgrenzen sind keine Kirchengrenzen“<sup>21</sup> kritisch infrage gestellt werden muss. Zum anderen treten dabei Formen religiöser Vergesellschaftung in der Moderne hervor, die grenzüberschreitend – wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen – galten und die vor allem unter dem Druck von Entkirchlichung und der Marginalisierung religiöser Deutungen funktionierten. Ich plädiere also dafür, christliche Gemeinschaften in Ost- und West-Berlin nicht einfach bloß als ‚Selbige‘ oder ‚die Anderen‘ zu fassen, sondern auf der Grundlage ihres gemeinsamen Erfahrungshorizontes akteurszentrierte Verflechtungen herauszuarbeiten, die nicht nur auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hindeuten, sondern den Wandel von Einstellungen und Werten als mögliche Wechselwirkungen beschreiben.

Die Arbeit wird von Prof. Dr. Thomas Mergel an der Humboldt-Universität zu Berlin betreut und durch ein Promotionsstipendium des Evangelischen Studienwerks Villigst gefördert.

---

20 Geiger, Max: Christsein in der DDR. München 1975, 37.

21 Die zeitgenössisch gebräuchliche Redewendung „Staatsgrenzen sind keine Kirchengrenzen“ verwendete u. a. der Berliner Bischof Otto Dibelius schon 1945. Nur drei Jahre später, 1948, erklärte der thüringische Landesbischof Mitzenheim: „Zonengrenzen sind keine Kirchengrenzen.“ Vgl. *Dibelius, Otto: Reden an eine gespaltene Stadt*. Stuttgart 1961, 63.